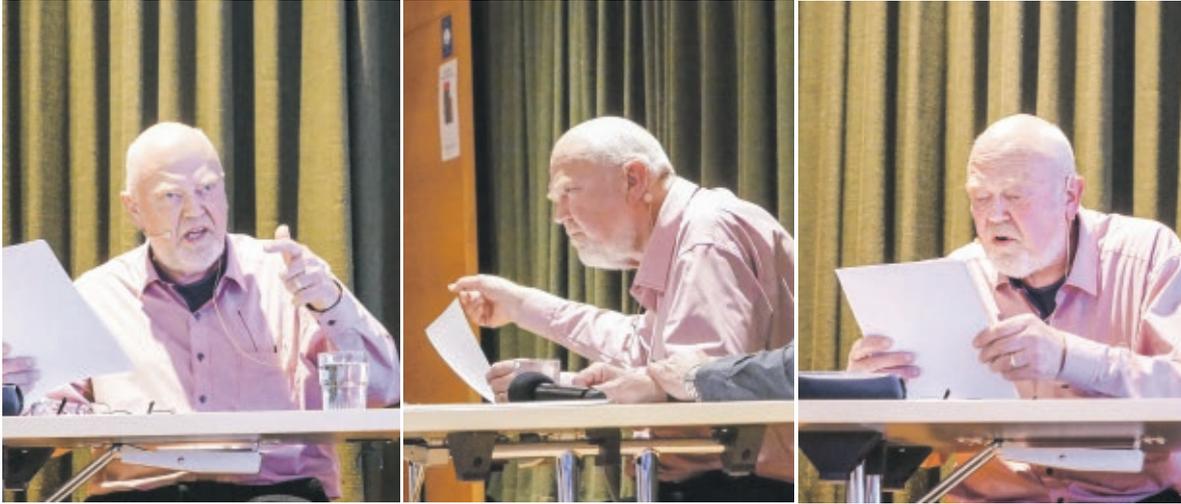


# FRUTIGLÄNDER

DIE ZEITUNG FÜR ADELBODEN, AESCHI, FRUTIGEN, KANDERGRUND, KANDERSTEG, KRATTIGEN UND REICHENBACH

«Frutigländer», 26.02.2019



«Eine tödliche Entwicklung» sei im Gang, sagt Mundart-Experte Christian Schmid mit Blick auf die Schweizer Dialekte.

BILDER YVONNE BALDINI

## Würde sich Maria Lauber im Grabe umdrehen?

**KULTUR** «Die Mundart hat keine Lobby» stellt der ehemalige «Schnabelweid»-Redaktor Christian Schmid entrüstet fest. Im Kirchgemeindehaus Frutigen referierte der Sprachwissenschaftler zum Schaffen der Dichterin Maria Lauber. Die hatte schon vor über 70 Jahren versucht, ihren Dialekt zu retten.

YVONNE BALDINI

«Di Sprach win ig sa schrybe, ischt am vergah. We ddu dür ds Dorf giischt, chases gä, das du ganz andersch ghöerscht rede, wan das d'ses va Chind har gwahnet bischt (...) Un ischt eso schad für öesi Frutigsprach, we si verderbt würd!»

Die Wehmut über das Verschwinden ihres Frutigtaler Dialekts brachte die 1891 geborene Maria Lauber dazu, für ihre Geschichten diese Sprachform zu wählen. Die ausgebildete Lehrerin versuchte damit, die Sprache ihrer Kindheit zu erhalten. «Sie wollte nicht wahrhaben, dass Mundarten sich verändern», erläutert Sprachwissenschaftler Christian Schmid.

Mit dieser Haltung passte die Schriftstellerin zum damaligen Zeitgeist. Von Mitte des 19. Jahrhunderts bis Mitte des 20. Jahrhunderts kamen Fabriken, Eisenbahnen und Tourismus auf. Die Bevölkerung plagte die Angst, dass ihre Dialekte verloren gehen könnten. Fortan sollten Mundart und Schriftdeutsch streng auseinandergelassen werden. Während des Zweiten Weltkrieges bildeten die Dialekte auch den Kitt in der Ideologie der geistigen Landesverteidigung.

Würde sich die Frutigerin im Grabe umdrehen angesichts der heute stark dem Schriftdeutschen angepassten Oberländer Mundart? «Mit derselben Einstellung wie damals, ja», meint Christian Schmid. «Aber vielleicht würde sie verstehen, dass sich Mundarten wie jede andere Sprachform wandeln, weil sich die Welt umformt.» Er veranschaulicht das an einem Beispiel. Mitte des letzten Jahrhunderts fragte ein Dialektforscher eine Frau im Berner Oberland, wie sie das Gefäss bezeichnet, womit sie Butter herstellt. Das älteste dieser Geräte nannte sie «Aachchibel», das zweitälteste «Ankefäss» und das jüngste «Buttergläss».

### «Guggumere und saure Gurken»

Wie kam die Frau von ihrem Mundartwort «Aach» auf das weiter verbreitete «Anke» und dann sogar auf die regional mundartfremde «Butter»? Weil der «Aachchibel» im Dorf hergestellt wurde, das mechanisch kompliziertere «Ankefäss» von ausserhalb ihrer Gegend stammte und das Fabrik-«Buttergläss» unter diesem Namen verkauft wurde. «Durch neue Produkte rutschen Mundart und Schriftdeutsch einander. Ich nenne Gurken immer Guggumere, aber bei sauren Gurken sage ich auch nicht «suuri Guggumere», verdeutlicht der pensionierte Redaktor.

Christian Schmid erzählt von seinem Götti, einem Kleinbauern, der nur die Mundart beherrschte. Als ein Tourist nach etwas fragte, meinte er zu seinem Göttibuben: «Du, dä stürmt öpöps. Was

wott er?» Doch heute gibt es in der Schweiz niemanden mehr, der nur Dialekt versteht. Jeder von uns ist täglich mit dem Schriftdeutschen in Kontakt. Durch dessen Übermacht dringt es in Grammatik, Wortschatz und Satzstellung der Mundarten ein. Um modern, kompetent und städtisch zu wirken, ist unsere Ausdrucksweise näher am Schriftdeutschen. «Dadurch haftet der Mundart immer mehr der Geschmack des Altbackenen, Rückständigen an. Das ist eine tödliche Entwicklung», so der Sprachwissenschaftler. Selbst in der Schule verliere der Dialekt seine Berechtigung. Genauso erscheine die Mundartliteratur in den Augen vieler Kulturverwalter als weniger hochstehend und damit als Provinzliteratur. Überhaupt lehre und forsche man an keiner Universität oder anderen Hochschule über Mundartkultur. «Sie darbt ohne Boden dahin. Es gibt keine einzige Einrichtung, in der wir kritisch darüber diskutieren können. Im Schriftdeutschen gelten schliesslich auch gewisse Ausdrücke, Redensarten oder grammatische Formen als falsch», bedauert der mehrfache Buchautor. Wir würden im Ausland unsere Mundart als toll hervorheben, aber keiner kümmere sich um sie und fördere ein Bewusstsein für ihre Qualität.

Trotz des Sprachwandels stellt sich für Christian Schmid die Frage, ob wir sämtliche Grammatikfehler wie zum Beispiel die Mehrzahl von «Wulke – Wulkene», die gar nicht existiert, falsche Präpositionen wie «i bi in Bärn» statt «i bi z Bärn» oder dialektferne Ausdrücke

wie «i muess arbeite» guteissen sollten. «Es wäre die Aufgabe von Institutionen, für die Mundart einen Boden zu schaffen», ist der frühere «Schnabelweid»-Redaktor überzeugt.

### Maria Lauber als herausragende Sprachpoetin

Christian Schmid klassiert Maria Lauber in der Mundartliteratur als Meisterin im Beschreiben: «Sie nimmt mit allen Sinnen ihre Umwelt auf.» Die Schriftstellerin bleibe dabei konsequent bei ihren eigenen Empfindungen und lasse sich nicht wie andere Autoren zu Deutungen ausserhalb ihrer Erfahrungen verführen. Zudem zeichne die Frutigerin ein ausgesprochenes psychologisches Gespür aus. «Die Figuren in ihren Geschichten und die Stimme, die in ihren Gedichten spricht, haben eine reiche Innenwelt, die auf eine reiche Aussenwelt reagiert.» Von ihrem schriftstellerischen Vermögen her sei sie eine Schreiberin und Dichterin, die nicht nur im Rahmen der Mundartliteratur Beachtung verdiene. Der einheimische Andreas Wäfler, ein gründlicher Kenner von «Frutigtüttsch», las dazu Stellen aus ihren Werken. Urs Gilgien, Vize-Präsident der Kulturgutstiftung Frutigland, resümiert: «Der Vortrag von Christian Schmid ist ein wichtiger Beitrag zum Werk Maria Laubers. Er stellt ihre Bedeutung in den Rahmen der schweizerischen Mundartliteratur, würdigt sie als Schriftstellerin und befreit sie damit vom Klischee der Welt von gestern, der sogenannten «Bluemete-Trögli»-Literatur.»

### KOMMENTAR



### Seien wir achtsam

Laut Christian Schmid ist die Mundart in einer Krise. Niemand fühlt sich für die Pflege unserer Dialekte verantwortlich. Wer kritische Ansprüche an die Mundart äussert, entlarvt sich im besten Fall als pingeliger Nostalgiker. Doch es tut weh in den Ohren – jedenfalls in meinen. «I bi in Bärn», «I muess no lerne», «Mini Enkel...» Ja, ich weiss, Sprache verändert sich. Schliesslich ertappe ich mich ja auch selber: Drückte ich mich früher mit «I ga's ga reiche» aus, klingt es jetzt aus meinem Mund «I ga's ga hole».

Irgendwann muss jemand begonnen haben, «in Bärn» statt «z Bärn» zu sagen. Aber was soll daran gediegener tönen? Weshalb ist «i lehre» schlechter, und warum ist «Grosschind» plötzlich ein angestaubtes Wort? Kritikos übernehmen wir, was andere plappern. Wir scheinen uns unserer eigenen Sprache zu schämen. Wenn man auf sprachliche «Misstöne» hinweist wie «Du, me seit, i bi z Italie, nid in Italie», reagieren die meisten Menschen beleidigt. Wer wagt es schon, jemandem zu melden, er oder sie rede falsch? Das hat eben mit dem fehlenden Boden der Mundartkultur zu tun.

Liebe Frutigländer, seien wir ein wenig achtsamer mit unserer Sprache. Brauchen wir Wörter, die unsere schönen Dialekte uns schenken und versenken wir das «in» in den sprachlichen Gütherchubü. E Gruess vor Yvonne – i bi übrigens z Thun deheime.

YVONNE BALDINI  
Y.BALDINI@BLUEWIN.CH

### Maria Lauber und die Kulturgutstiftung

Maria Laubers Bücher sind seit langem vergriffen. Die Kulturgutstiftung Frutigland verwaltet ihren Nachlass und hat soeben die ersten beiden Bücher einer kommentierten Werkausgabe mit je einer CD veröffentlicht: «Iischt net mys Tal emitts», ein Lesebuch mit Texten, Gedichten, Sagen, Reisebeschreibungen, sowie «Chüngold», die Erzählung ihrer Kindheit. Sie sind bei der Stiftung oder im Buchhandel erhältlich.

YB